

Die Hexe von Purasca

Autor(en): **Venner, Johannes Vincent**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Hexe von Purasca

Von Johannes Vincent Venner

Als ich noch am blauen See von Ponte Tresa lebte, diesem stillsten und einsamsten Arm des vielverzweigten Ceresio, war ich jeden Morgen zu früher Stunde in meinem kleinen Ufergärtchen, um da etwas zu häckerln und dort ein Unkraut auszujäten. Auch, um von meinen geliebten Rosenbüschchen die Raupen und die Larven der Gallwespe abzulesen oder anderes Ungeziefer zu vertreiben; um einen wilden Schößling, diesen unnützen Saftschmarotzer in den Reben auszubrechen und einen widerstrebigen Zweig aufzubinden.

Das waren köstliche Stunden, voll Einkehr und Begnadung. In meinem kleinen Räuberhäuschen, das ich mir aus einem alten Roccolo hergerichtet hatte, lagen die Lieben noch in sanftem Schlummer.

Ich war so glücklich und zufrieden, wie man es auf dieser schönen Gotteswelt, die leider zu einem ewigen Wechsel von Sonne und Finsternis verurteilt ist, nur sein kann.

Meine gärtnerische Pflicht erledigt, setzte ich mich in mein Studio, das aus einem Steintisch und einer Steinbank in der von wildem Wein und Rosen umrankten Laube bestand. An diesem grauen, von silberweißen Glimmeradern durchspinnenen Tisch war man geborgen; der stand da wie für die Ewigkeit.

Ich bin nie ein Vielschreiber gewesen und ließ die Erlebnisse und die Ergriffenheit gerne an mich herankommen. War immer mehr stiller Beschauer und Sinnierer als Gestalter und Fabulierer gewesen.

Der Tag und die Welt sind unendlich reich für offene Augen und eine willige Seele. Jeder Amselruf und jeder Stein am Wege und jedes Rosenblatt, das wir am taufrischen Morgen vom Gartenbeet aufheben, kann uns eine Offenbarung sein. Immer kommt es nur auf unsere Feinhörigkeit und Herzensbereitschaft an.

Eines Morgens im Juni saß ich an meinem Granitisch und wollte arbeiten. Aber in diesem wundersamen Sommerfrühling lagen der See und die Berge, das Land und mein Gärtchen in einer solchen Verklärung, daß die Gedanken immer wieder desertierten und die Augen sich in diese Morgenpracht versenkten. Schließlich legte ich die Feder hin und überließ mich der weichen, roten Träumerei.

Plötzlich ließ sich von der Strafe her ein lustiges Mekeln vernehmen. Ich sah auf. Am Gartenzaun lehnte meine alte Freundin und grüßte sie mir herüber. Jeden Morgen und bei allem Wetter ging sie mit zwei weißen Ziegen an meinem Häuschen vorüber.

Sie besaß kein eigenes Land; aber an den Straßensborden wuchs Futter genug für ihre Tierchen. Von Purasca, das am Eingang des Maleantone liegt, stieg sie täglich zweimal zum See hinüber, um die Ziegen grasen zu lassen, bis sie satt waren und die saftigen Kräutlein nur noch spielerisch abrupften.

Dann ging es wieder heimwärts. Für sie waren die beiden Ziegen nicht einfach Ziegen. Nein, das war ihr Heimat, ihre Verbundenheit mit der stiefmütterlichen Scholle, auf der sie geboren wurde. Sie hatte in ihrer Einsamkeit niemand anders, hatte weder Familie noch Geschwister und nicht Freunde.

Sie war die Stregha, die Hexe von Purasca. Man glaubte im Umkreis des Maleantone und des Tresatales, daß sie schuld sei, wenn die Kühe verwarfen und die Hennen vom Fuchs geholt wurden oder ihre Eier verlegten. Die Kinder wichen ihr aus und die alten Weiber schlugen hinter ihr das Kreuz, um den bösen Blick zu bannen. Wie oft hatte Don Pedro, der liebe alte Pfarrer von Purasca, sie gegen seine Schäfchen in Schutz nehmen müssen.

Ich kannte ihre Geschichte und wußte um die Reinheit dieser wahrhaft franziskanischen Seele.

Eines morgens hatte sie ihre Ziegen am Gartentor angebunden und war bei mir eingetreten.

«E' permesso, signore?»
Ich drückte ihre verwitterte Hand und machte auf der Steinbank Platz. Ein Weichen saß sie still neben mir und seufzte tief auf. Dann sagte sie, wie aus einem Traum erwachend:

«Wie schön und still es hier ist; wie in einer Kirche.»
Wieder schwieg sie und schaute um sich. Mit ihrer welken Hand strich sie sachte über die Rosen, die von der Hecke hernieder im leisen Morgenwind ihre Blüten uns entgegenstreckten. Dann umfing sie mich mit einem langen, tiefen, forschenden Blick und begann zu erzählen.

Wie mich die weißhaarige Alte an dem gesegneten Junimorgen ihr bescheidenes Schicksal erleben und mitleiden ließ, will ich es hier niederschreiben.

Purasca ist ein verlassenes Dörfchen auf der Höhe ob Ponte Tresa. Alte verkorrte Reben und Mais, einige Kartoffeläckerchen, Kastanienhaine und karge Weide für Ziegen und Schafe ist das einzige, was die magere humusarme Erde dem bescheidenen Bauern dieser Gegend schenkt, damit er auf der von den Urvätern ererbten Scholle nicht verkommt. Aber er ist genügsam und zufrieden in seinem engen Lebenskreis von Geburt, Wiege und Grab.

Und wenn der Mäuler in einer Sippe zu viele werden, wandern die Ueberzähligen aus. Nach Frankreich, nach England, nach Amerika; als Maurer, Kaminfeger und Knechte.

In jedem Dörflein warten die Bräute auf die Heimkehr ihrer Liebsten, um mit dem Ersparten ein eigenes Nest zu bauen. Viele haben Glück und kommen nach einem Jahrzehnt oder mehr zurück; die meisten finden das Glück nicht und ihre Bräute verzehren sich in Sehnsucht und sind plötzlich alt geworden.

So ist es auch meiner alten Freundin ergangen. Giovanni Balestra, der Jugendfreund, fuhr zwanzigjährig hinüber. In ein paar Jährchen wollte er zurück sein, um sie in der alten, schönen Kirche ihres Dörfleins an den Altar zu führen.

Bis Ponte Tresa hinunter gab sie ihm das Geleit, als er an einem klaren Frühlingmorgen aufbrach. Er ging seinen Weg in die Fremde weiter und sie kehrte leidvoll in ihr bescheidenes Häuschen zurück.

Und wartete, wartete, wartete...

Es kamen Briefe voll Zuversicht. Ihre Hoffnung blühte und die Sehnsucht umrankte das Herz wie Wildrosen eine Hecke im Frühling. Sie rackerte sich ab und wirkte für andere, um einen Spargroschen zurückzulegen.

Dann blieben plötzlich die Briefe aus. Sie wartete geduldig monatelang, aber von ihrem Giovanni kam keine Nachricht mehr. Er blieb verschollen. Auswanderer kamen zurück; keiner wußte um das Schicksal ihres Geliebten.

Vierzig Jahre sind seither vergangen und immer wartet sie noch von einem Tag zum andern auf Giovanni Heimkehr.

Ihr schmales, von weißen Haarsträhnen umrahmtes Gesicht blickte über den See hinüber, in die blaue Ferne hinein, von wo er heimkehren mußte.

Mir rannen die Tränen die Wangen hinunter und ich schämte mich ihrer nicht.

Die Alte verabschiedete sich mit einem stummen Händedruck und erlöste die Ziegen aus ihrer Gefangenschaft. Dann ging sie langsam dem See entlang weiter und ich sah ihr ergriffen nach, bis sie mir an einer Wegbiegung entschwand.

Die Worte werden dir manches sagen...

Von Dr. K. Weitzel

Wenn man einmal hinter die Kulissen unserer Sprache schaut, so muß man Paul Heyse mit seinem Ausspruch wirklich recht geben: «Die Worte werden dir manches sagen, verstehst du nur sie auszufragen!» Es ist erstaunlich, wieviel altes Volksgut in unserer Sprache mehr oder minder versteckt weiterlebt, wie leicht man sich aber auch in der Deutung dieses oder jenes Wortes irren kann!

Da hat sich z. B. im «Alpdrücken» die Vorstellung erhalten, daß ein böser Albe oder Elfe den Menschen im Schlafe ängstigt, im «Werwolf» der Aberglaube von den Seelen Verdammter, die ruhelos auf Erden umgehen und abwechselnd die Gestalt eines Wolfes und eines Menschen annehmen; das Wort hat nichts mit «wehren» zu tun, sondern die erste Hälfte ist das althochdeutsche wer = Mann (vgl. das Wergeld bei den Germanen, das Sühnegeld für einen ermordeten Stammesgenossen), die Gesamtbedeutung ist also «Mannwolf». Auf den Elfen glauben geht auch der «Schmetterling» zurück, der sprachlich von oberösterreichischen Schmette, österreichisch Schmetten abzuleiten ist, das «Milchrahm» bedeutet; das Volk glaubte, daß Elfen in dieser Truggestalt Milch und Rahm stehlen. Und ähnlich ist's mit dem «Kobalt»: dieses Erz galt früher für wertlos, und man schrieb es dem Treiben elfischer Wesen, der Kobolde, zu, wenn statt einer reichen Ausbeute an Silber und Kupfer immer wieder nur Kobalzer gefördert wurde.

So manche uralte Vorstellung lebt also in der Sprache bis heute weiter! Würde jemand von seinen Mitmenschen mit neidischen Blicken angesehen, so hatte dies zur Folge, daß die Nagelhaut des Betroffenen sich ablöste und er einen «Nietnagel» (Neidnagel) bekam; wer verhaftet wurde, wurde «dingfest gemacht», also dem «Ding», der altdeutschen Volks- und Gerichtsversammlung, zugeführt, während das Zudecken des Uebeltäters mit einem Mantel in christlicher Zeit als Symbol der Begnadigung galt; daher unser «bemänteln» und «mit dem Mantel der christlichen Nächstenliebe zudecken». Ueberhaupt leben die altdeutschen Rechtsitten in so manchen Ausdrücken unserer Umgangssprache weiter, so z. B. in dem Worte «umständlich»: bei der Feststellung des Urteils mußten die Gerichtsschöffen auch die Meinungsäußerungen der herumstehenden Gaugenossen berücksichtigen; diese bildeten den sogenannten «Umstand» und gaben durch Rühren der Waffen oder Zuruf ihre Ansicht kund. Die Schöffen mußten sich also «nach den Umständen richten», was natürlich ein allen zuzugendes Urteil oft erschwerte. Wer «Stein und Bein» schwört, legt dabei die Hand auf den steinernen Reliquienstein, in dem die Gebeine eines Heiligen ruhten, der «Steckbrief» war die Vorladung von

dem Femgericht, die mit einem Dolche an das Hofort des Betroffenen gesteckt wurde (daher auch «es einem stecken»). Eine beliebte Strafe war das Abhauen der rechten Hand und des linken Fußes; mit der Rechten führte man das Schwert, mit dem linken Fuße trat man in den Steigbügel. Der so Verstümmelte war dann kampfunfähig. Daher sagen wir überhaupt für alles Tüchtige und Wertvolle «Hand und Fuß haben». Und wenn wir eine Sprache «radebrechen» oder uns nach einer großen Anstrengung «wie gerädert fühlen», so denken wir dabei kaum noch an die entsetzlichste unter den mittelalterlichen Todesstrafen, das Rädern.

Man kann sich, wie gesagt, in der Deutung eines Wortes oder einer Wendung aber auch leicht irren, ja das Volk hat sich oft alte Ausdrücke, die ihm unverständlich geworden waren, durch Angleichung an bekannte in sehr einfacher Weise verständlich gemacht. So wird wohl jeder bei «Friedhof» an «Frieden» denken; doch hat das Wort damit nichts zu tun, sondern ist der eingefriedete Raum (von althochdeutsch friten = einfriedigen), ebenso wenig hängt die «Sintflut» mit «Sünde» zusammen, vielmehr mit mittelhochdeutsch sintfluoet = allgemeine Flut. «Kirchspiel» oder «kostspielig» haben nichts mit «spielen» zu tun; in ersterem steckt vielmehr das althochdeutsche spel = Rede, Verkündigung (Kirchspiel ist also der Bezirk, soweit die Verkündigung der Kirche reicht) und in letzterem das althochdeutsche spildec = schwenderisch. Ähnlich sind «Ereignis» und «sich ereignen» auf das «Auge» zurückzuführen, nicht auf das zunächst näherliegende «eignen»: man schrieb auch früher, so noch Lessing, richtiger «eräugnen»; es bedeutete also: vor Augen treten. Wie so oft erwies sich also der Sprachgebrauch mächtiger, und das grammatisch Falsche wurde durch ihn geheiligt und galt dann als richtig. So dürfen wir das Wort «entrinnen» nicht mit rinnen oder rennen in Zusammenhang bringen und demgemäß ableiten: ent-rinnen; denn hier liegt ein altes Wort «trinnen» zu Grunde, das mit «trennen» verwandt und in unserem «abtrünnig» noch sichtbar ist. Und ist der escheue Junggeselle, der «Hagestolz», wirklich so stolz, wie das Wort anzudeuten scheint? Im Gegenteil! «Stolz» ist der Rest eines altdeutschen Wortes mit der Bedeutung «besitzen» und «hag» der Name für ein kleines eingefriedetes Grundstück. Der Hagestolz ist also der Besitzer eines kleinen Anwesens. Nach dem altdeutschen Erbrecht nun ging das Hauptgut auf den ältesten Sohn über, während die übrigen mit «Hags» abgefunden wurden, dem ältesten Bruder zu Diensten verpflichtet waren und deshalb oft keinen eigenen Hausstand gründen konnten.